

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339770](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339770)

sich mit Anstrengung aller Kraft gegen die Macht des Sturmes. Seine Füße waten durch den Schnee — oft sank er bis an die Kniee hinein — oft glitt er aus und stürzte, aber immer raffte er sich wieder auf und eilte weiter.

So rang er eine Stunde gegen den Sturm und die wirbelnden Schneemassen. Seine Glieder erlahmten allmählig, seine Stirn bedeckte sich mit eisigem Schweisse, sein Blut schien in den Adern zu stocken, seine Kraft schwand dahin — aber nicht erlahmte seine Willenskraft, nicht sein Haß, nicht sein Rachedurst. Wenn er wankte, wenn er ausglitt, wenn er niederstürzte, so griff er nach seinem Stutzen, und sein Blick fesselte sich auf die Inschrift Tod dem Antonio Paoli, und er raffte sich auf, immer, immer wieder auf, und schleppte sich weiter — gehend, gleitend, auf allen Vieren kriechend — nur weiter, nur dem Feinde näher, nach dessen Blut er durstete. So heiß war die Gluth seiner Rache, daß alles Eis der Gletscher sie nicht zu dämpfen vermochte. Kein Seufzer kam über seine Lippen, kein banges Stöhnen entrang sich seiner Brust! Sein Drang nach Rache bezwang lange selbst seine Erschöpfung.

Aber Raphael Wandello war zuletzt nur ein Mensch, wenn auch ein gewaltiger und mächtiger Mensch. Er stemmte sich gegen die Wuth des Sturmes, gegen den Grimm der Kälte, gegen die eisigen Schneemassen, die ihm Hände und Gesicht zerrissen. Aber endlich mußte er doch unterliegen. Seine Glieder versagten ihm den Dienst — knirschend vor Grimm taumelte er zu Boden, ein Schrei, wild und gellend, schrillte durch das Heulen des Sturmes, und Raphael krümmte sich ohnmächtig auf dem Eise, das den Boden bedeckte.

Er raffte sich nicht wieder auf. Seine Sinne verließen ihn — aber mit der letzten Kraft, mit der letzten Anstrengung griff er nach seinem Stutzen und presste ihn an seine Lippen.

„Ich sterbe!“ murmelte er — „sterbe ohne Rache, aber, Guisielmo, nicht mein ist die Schuld!“

Noch ein Mal und wieder machte er eine krampfhafteste Anstrengung, sich zu erheben. Den Stutzen hielt er fest in den erstarrten Händen. Plötzlich ein scharfes, kurzes Krachen — der Stutzen gieng los — die Kugel, für Antonio's Brust bestimmt, flog in die Weite. Raphael hörte den Knall nicht mehr. Mit dem letzten Zucken der Finger hatte er den Drücker berührt — der Schuß donnerte und weckte den Wiederhall der hohen Felsen und Eiswände — aber Raphael lag starr und gebrochenen Auges am Boden, sein Anstich war bleich, und

das Herz, das so heiß nach Rache gedürstet, es pochte nicht mehr. Es war still, still, wie die weiße Decke, die der Schnee mitleidig über seinen Körper warf. — — — Noch wenige Minuten, und der Sturm war vorüber. Der Nebel entschwand, die Schneemassen wirbelten in die Thäler hinab, die düsteren Wolfenberge flatterten zerrissen in weite Fernen, und strahlend warf die Sonne aus der Bläue des Himmels ihr goldenes Licht über Berg und Thal.

Das tiefe Bellen eines Hundes wurde in der Ferne vernehmbar; gleich nachher ertönte es näher; die Nase am Boden kam sodann das schöne Geschöpf mit langem Haar und Schweif um die nächste Felsenwand, und ihm unmittelbar auf dem Fuße folgten die Mönche in der Tracht des Augustiner-Ordens. Ihre Kapuzen waren vom Schnee bedeckt, selbst in ihren Bärten hing Schnee und Eis, und ihr Aussehen zeugte von großer Erschöpfung.

„Du hast dich getäuscht, Bruder Antonio,“ jagt Einer von ihnen zu dem Mönche, der den beiden Andern vorausschritt. „Was du für einen Schuß hieltst, war sicher nur das Krachen des Donners oder einer Lawine. Laß uns zurückkehren — deine Kraft ist erschöpft — schone dein Leben.“

Der Mönch Antonio schüttelte mit ernstem Lächeln das Haupt. „Mein Leben ist der Rettung Unglücklicher gewidmet,“ erwiderte er sanft. „Keine Anstrengung darf uns zu groß scheinen und keine Rücksicht auf uns selbst uns abhalten, diesem Ziele nachzustreben. Aber sieh! mein Bruder ich täuschte mich nicht — der edle, treue Hund hat die Spur gefunden.“

In der That blieb der Hund bei einer niedrigen Schneewehe stehen, scharrte mit den Vorderfüßen den Schnee zur Seite, und bellte heftig. Antonio trat rasch herzu, unterstützte die Bemühungen des Hundes, und zog einen Dymmächtigen aus seinem Schneegrabe hervor. Mit ihm ein Gewehr. Er nahm es in die Hand, warf einen Blick darauf und erblaßte. Er hatte die Schriftzüge auf dem Laufe gesehen und die Worte „Tod dem Antonio Paoli“ gelesen.

„Er ist es — es ist Raphael Wandello, und er ist gekommen, mich zu tödten!“ murmelte er. „Aber wie dem auch sei — mein Leben steht in Gottes Hand, und Raphael muß gerettet werden.“

Rasch leisteten die Mönche hilfreichen Beistand. Antonio kniete nieder neben dem Verunglückten, legte das Haupt desselben in seinen Schooß, und nahm aus einem Kästchen, das Einer der Gefährten ihm darbot, stärkende Essenzen. Liebevoll und eifrig war sein Bemühen um Raphael Wandello, seinen Todfeind. Ra-

phael erwachte zu neuem Leben, seine Kraft kehrte zurück, stumm aber und düster folgte er den Mönchen in das Hospiz, ohne ihnen zu danken. Er hatte in Antonio, in seinem Retter den Feind erkannt, den er haßte, und dem er den Tod geschworen mit heiligem Eide.

Die Mönche brachten ihn zur Ruhe. Er blieb allein. Erst am folgenden Tage trat ein verführter Mönch in seine Klause. Er schlug die Kapuze zurück. Raphael bebte zusammen: Antonio stand vor ihm.

„Raphael Banello,“ sagte der Mönch mit sanfter Stimme, „du bist gekommen, mich zu tödten. Ich bin bereit, dein Opfer zu sein. Aber erst höre mich.“

Finster und den Blick niedergeschlagen nickte Raphael mit dem Kopfe, und Antonio fuhr fort:

„Ich bin der Mörder deines Bruder Guilielmo und somit der Blutrache verfallen. Aber ich schwöre dir bei Gott, zu dem ich meine reine Hand emporhebe, daß ihn das Verhängniß tödtete, und nicht mein Wille.

Ich jagte am Strande. Ein Adler saß auf dem Felsen. Meine Kugel flog. Dein Bruder trat in denselben Augenblick hinter einer Felsenwand vor, und meine Kugel dem Adler bestimmt, zerriß seine Brust und — mein Herz. Ich floh, denn ich durfte nicht hoffen, bei dir Glauben zu finden, selbst wenn ich dir die Wahrheit erzählte. Mein unglückliches Schicksal füllte mein Herz mit bitterer Berrübnis. Ich verließ die Welt, um Gott mein Leben zu weihen, denn die Welt hatte keine Freuden mehr für mich, an dessen Hand Blut klebte, wenn auch unschuldig vergossenes Blut.

Raphael Banello, seit zwölf Jahren lebe ich in dieser Oede. Seit zwölf Jahren ist kein Tag vergangen, an welchem ich nicht heiße Gebete für die Seele deines Bruders zu Gott emporgesandt hätte. Seit zwölf Jahren hab ich Buße gethan für meine unglückselige That. Seit zwölf Jahren habe ich tausend Mal mein Leben auf das Spiel gesetzt, um Verunglückte zu retten, wie dich. Seit zwölf Jahren ist mein Leben nur Eine lange Buße, nur Eine lange Aufopferung für die Menschheit gewesen!

Raphael Banello, Bruder des gefallenen, nicht aber gemordeten Guilielmo, auch die letzte That meines Lebens soll sein, wie die Thaten der vergangenen zwölf Jahre meiner Buße. Deine Rache ist gerecht — nimm mein Leben, ich opfere es deiner Rache! Aber, Raphael, im Tode vergiß! Im Tode verzehle und bete für mich, der ich büßte!“

Lange, lange saß Raphael Banello in tiefem Schweigen. Seine Brust arbeitete mächtig, und seinen Augen entropften Thränen.

„Antonio!“ rief er endlich mit brechender Stimme

und warf seine Arme um den Hals des Mönches und presste den Ueberraschten an seine Brust. — „Antonio, ich verfolgte dich mit Mordgedanken, und du rettetest mein Leben! Antonio, und du glaubst, ich könne dich tödten? Ich spreche dich frei von jeder Schuld! Lebet um Leben, so lautet das heilige Gesetz der Blutrache! Meinem Bruder nahmst du das Leben, mir gabst du das meinige zurück. Der Schwur der Rache ist gelöst!“

In stummer Umarmung hielten sich die beiden Männer umfaßt. Lange, lange standen sie Brust an Brust, und ihre Thränen vermischten sich.

Raphael verließ das Hospiz des St. Bernhard nicht wieder, um in die Heimath zurückzukehren. Antonio's Aufopferung hatte seinen Haß bezwungen. Er ward ein Mönch und weihte den Rest seines Lebens dem Wohle der Menschheit. In brüderlicher Freundschaft theilte er die Mühen Antonio's; der ganze, volle und einzige Zweck ihres Daseins, es war kein anderer, als Aufopferung.

Sehet, so wunderbar weiß Gott durch die Kraft der Tugend die Herzen der Menschen zu zwingen, so wunderbar weiß Er, der Allmächtige, den Haß und die Bitterkeit des Herzens durch aufopfernde Tugend in Freundschaft und Liebe zu verwandeln.

Das treue Annele.

Der Wanderer hat oft schon sagen hören: 's gibt keine braven Dienstboten mehr wie früher, und er hatte gewiß nicht unrecht, wenn er darauf geantwortet hat: 's ist keine Regel ohne Ausnahme! Die nachfolgende Geschichte des braven Annele wird dies hinlänglich beweisen.

Annele diente bei einem ehrbaren Handwerksmann, bei dem es einen schönen Lohn, freundliche Behandlung, und sonst gute Tage hatte; denn wenn Frau und Mann auch auf Ordnung, Pünktlichkeit und Sparsamkeit hielten, so mochten sie hinwieder den Leuten, die sich gut aufführten, die Sachen gönnen, und sie betrachteten ihr Gesinde nicht als ihre Sklaven, sondern als Menschen, die man, so bald sie es verdienten, achten müsse, die gleichsam ins Haus gehören. In dieser Haushaltung, bei welcher es schon als 16jähriges Mädchen in Dienst getreten war, lebte das Annele zwölf Jahre lang glücklich, und hatte sich ein Schönes erspart; denn da das Ehepaar die Magd wegen ihres guten Verhaltens lieb wie ein Kind bekam, so suchte man ihr bei allen Anlässen zuzuhelfen, was möglich war, und das Annele verschleuderte weder seinen Lohn, noch was es Geschenktes bekam, an Spiz und Pflanz,

an Schleckerei und Tanz. Es hatte einen voll gefüllten Kasten mit soliden Kleidungsstücken aller Art; es hatte, so lange seine arme Mutter gelebt, ihr viel gegeben, aber darum hatte es auch um so mehr Segen, und sein Erspargungskassabüchle stieg von Jahr zu Jahr immer höher an. Zuerst starb der Mann, dann drei Jahre später die Frau. Nun sah das Anneli das Ende seiner glücklichen Tage; es hatte gelernt, seine Herrschaft nicht wie Meisterleute zu betrachten, sondern wie Eltern zu lieben.

Dieses Ehepaar hinterließ einen einzigen Sohn, der etwa zwei Jahre vor der Mutter Tod geheirathet hatte, und in scheinbar glücklichen Umständen lebte. Er besaß ein freies Haus, der Vater hatte ihm eine gute Kundschaft hinterlassen, von der Frau hatte er auch etwa zwei Tausend Gulden fällige Mittel einziehen können, und nun erhielt er noch von der Mutter Kapitalien, Geld und Hauerrath, und hatte an sie nicht mehr die Nuznießung zu bezahlen. Was hätte ein junger thätiger Hausvater mehr wünschen können? Dennoch war die Mutter nur mit Sorgen über das kommende Schickial ihres Sohnes von der Welt geschieden, nicht ohne daß sie ihm noch ernste Ermahnungen gegeben hätte, die indeß keinen Eingang bei dem vom Zeitgeiste ergriffenen Sohne fanden. Was will so eine Alte reden! sagte er zu sich selbst; andere Zeiten, andere Sitten. Wer weiß, wie sie es getrieben, als sie noch jung war. Man ist nur einmal auf der Welt, man muß genießen, so lange man es noch kann. Thoren sind, welche diese Zeit des Genußes unbenuzt vorüber gehen lassen &c. Und wie der junge Herr dachte, so ganz gleich dachte auch die junge schöne Frau, und niemals waren sie uneins, wenn es sich darum handelte, eine Freude, einen frohen Tag zu haben.

Als die Mutter gestorben war, hatte die junge Frau gerade die Dienstmagd ausjagen müssen. Da sagte der Mann zu ihr: Wie wär's, wenn wir der Mutter Anneli nähmen! Das ist treu wie Gold, hat zu Allem Sorge, kann aus Nichts Etwas machen, und dabei ist es so bescheiden, daß man keine Meisterkage an ihm zu bekommen wüßten muß. Dann könnten wir ruhig von Hause weg, es wäre Alles besorgt, als ob wir selbst da wären, und du müßtest nicht mehr fürchten, Alles verkehrt anzutreffen, und solchen Höllenverdruß zu haben. Die Richtigkeit dieser Worte sah die junge Frau wohl ein; das Anneli ward angerebet, ihm ein reicher Lohn und alles Gute versprochen, und es sagte zu. Nicht daß das Anneli nicht lieber um einen andern Dienst sich umgesehen hätte; es hatte offene Augen, um zu sehen, wie es in dieser Haushaltung zugieng,

allein es schien ihm, seine selbige Frau rufe ihm aus dem Grabe zu: „Nimm den Dienst mir zu lieb an, Sorge für das arme kleine Entlecken, das sonst vielleicht bei dem Leichtsinne seiner Mutter zu Grunde gieng; verstehe meine Stelle an ihm!“ In Gottes Namen, sagte es bei sich selbst, ich will's probiren. Ich thue vielleicht ein Gott wohlgefälliges Werk. Ich bin es meinen im Grabe ruhenden Meisterleuten schuldig, die an mir einst armen Kinde auch so viel Gutes gethan haben.

In der Haushaltung des jungen Paares änderte sich durch den Tod der Mutter nur Das, daß man um so ungenierter seinen Neigungen nachgieng. Der Mann machte alle Vergnügungen mit. Die Frau mußte doch auch ihre Freude haben; sie mußte ins Theater, zum Tanze, und der Gesundheit wegen alle Jahre ins Bad gehen, oder das oder dorthin. Dort trat sie immer auf, wie es sich für eine Frau ihres Standes nicht anders schickte, in breiten dicken Seidenroben, Hüten und Schawlen nach der neuesten Mode, goldenen Ketten und Uhren, Ringen, Armbändern &c., ausgestattet wie ein Kram- und Parfümerladen. Wie es aber bei solchem Haushalten im Innern des Hauswesens und im Verufe zu stehen kommt, daß weiß man schon; denn wer hat nicht Gelegenheit gehabt, dergleichen Zustände und ihre Folgen in mehrerem oder minderem Grade in unserer nur dem Genuß huldigenden Zeit zu beobachten?

Wer schnell reitet, der kommt bald zum Ende! So gieng es auch hier. Die Geldverlegenheiten machten sich immer spürbarer, die Klagen über Mangel an Verdienst, über böse Zeiten, wurden immer lauter. Man könne es nicht mehr machen, hieß es; das müsse anders und besser kommen. Ans Einschränken und Sparen dachte man aber nicht; wohl hingegen hörte man schimpfen auf die reichen Leute, über Wucherer, die man todtzuschlagen sollte, und wie man, um wieder bestehen zu können, mit den Reichen theilen müsse. An allem Unglücke sei das Geld, seien die Reichen Schuld.

Bei diesem Leben ward's dem Anneli bange ums Herz. Es wollte mehr als einmal fort, aber dann erbarmten die Kinder es wieder, — zu dem Mädchen war noch ein Knabe gekommen. Wenn für die Kinder Etwas ausgegeben werden sollte, so hatten die leichtsinnigen Eltern nie Geld, nicht, um ihnen die Schulden zu flücken zu lassen, oder für das Mädchen das Schulgeld zu bezahlen. Diesen armen Kindern war das Anneli wirklich zur Mutter geworden; es sorgte für sie, so gut es konnte, und ergänzte aus dem Seinen, wo ihnen gar zu sehr Mangel gelassen wurde. Da man kann

sagen, es war noch allein die Handhabe für die ganze Haushaltung, die ohne sein Einrichten, Sparen und Sorgen längst zu Grunde gegangen wäre.

So vergingen etwa fünf traurige Jahre, nach Außen in rauschenden Freuden, während im Innern das Elend immer größer ward. Die Frau wurde endlich wirklich krank, immer kränker und kränker, man wollte wissen in Folge ihrer Lebensweise, und endlich sank sie in die

Nun kamen die Gerichtsdienere, schrieben Alles auf, fanden das Wenige, was noch da war, verpfändet, schloßen und siegelten Alles ein, mit Ausnahme der zwei Kinder, die zwar frei blieben, aber nicht wußten, wohin sie sich wenden sollten; denn nahe Verwandte hatten sie keine, Niemand war da, der sich ihrer annahm. Da erbarmte sich ihrer das treue Annelc. Ungeachtet es vorsah, drei Jahrlöhne verlieren zu müssen, nahm es sie zu sich, und sorgte so lange für sie, bis die Behörden dieselben im Waisenhaus unterbrachten, wo man mit Rücksicht auf ihre Eltern erstaunt war, in ihnen so gut geartete und bescheidene Kinder zu erhalten. Man übersah es, daß das Annelc ihnen Vater und Mutter gewesen.

Wohin aber sollte sich jetzt das Annelc wenden? Es war nicht mehr jung, und seine Gesundheit war angegriffen. Erspart hatte es sich zwar mehrere hundert Gulden; allein diese genügten nicht, ihm auf die Dauer eine Existenz zu sichern. Doch Gott verläßt die Seinen nicht! In der Nachbarschaft des Ehepaars wohnte eine reiche ältere Frau von edelm Charakter, welche im Stillen des Annelcs Walten kennen und schätzen gelernt hatte. Diese bot ihm den Dienst bei ihr an, und das Annelc hielt es für ein großes Glück, in ein solches Hauswesen zu kommen. Hier verlebte Annelc wieder ruhigere Tage. Wo es ihm möglich war, seinen ehemaligen Zöglingen, die stetsfort mit Liebe an ihm hingen, eine Freude zu machen, so war dies ihm eine Labfal. Seine Gesundheit aber wollte nicht wieder zurückkehren; etwa vier Jahre hernach starb es, betrauert von seiner neuen Frau, die in seinen letzten Tagen es selbst pflegte, und ihm die müden Augen zudrückte. Nach seinem Tode fand es sich, daß es in Ermangelung eigener Erben seine Ersparnisse den verwaissten Kindern seiner ehemaligen Herrschaft vermacht hatte. Dieses kleine Eigenthum bildete später die Grundlage zu dem Emporkommen der beiden Kinder, die das gute Annelc stets in dankbarem Andenken behalten haben.

Arme des Todes, ohne daß es ihr Mühe um ihre Kinder machte, die ihr auch nicht am Herzen lagen. Wenige Wochen darnach verschwand auch plötzlich der Mann; er hatte, ohne nur von seinen Kindern Abschied zu nehmen, ohne auch nur auf die ersten Tage für ihr Unterkommen zu sorgen, den Weg übers Meer genommen, und nie hat man mehr etwas von ihm gehört.



Die treue Magd ist schon längst im Grabe verwest. Auf keinen Denkstein ist ihr Name in goldenen Buchstaben eingegraben; aber er steht mit unauslöschlicher Schrift im Buche des Lebens, wo die Thaten erwogen werden, nicht nach Ansehen und Stand, sondern nach der Liebe, mit der sie gethan wurden. Da heißt es: „Du warst über wenig gesetzt, aber du bist getreu erfunden worden in Bileam, darum sei groß dein Lohn in Ewigkeit!“

Popolius von Hohenträhen.

(Mit einer Abbildung.)

In der Landgrafschaft Nellenburg, unfern der berühmten Bergveste Hohentwiel, auf einem hohen steilen Bergkegel, liegt die Burg Hohenträhen. Hoch ragt sie über ihre Nachbarn, die Hohenstoffeln, Hohenhöwen, Hohentwiel und den Mägdeberg. Beschwermlich und mühevoll ist der Weg dahin; aber eine unvergleichliche Aussicht lohnt reichlich dafür. Weit ausgebreitet, ein herrliches Panorama, liegt das gesegnete Hegau vor den Blicken; über die Spiegelfläche des Bodensees schweift das Auge hinüber an die Hochfirnen der Schweizeralpen, welche den Horizont begrenzen; es folgt den grünlichen Kluthen des Rheines, wie er aus dem Bodensee tritt, und dem fernen Meere zufließt, um das Land seiner Heimath auf immer zu verlassen. Oder es irrt in der Berge wunderlichen Verfrümmungen und verliert sich in der Waldpfade Krümmungen im grünen Dämmerlichte. Die Burg liegt größtentheils in Krümmern; nur ein kleines Schloßchen und zwei Bauernhäuser sind noch bewohnbar. Von den ersten Erbauern und Besitzern von Hohenträhen ist nichts bekannt. Im Jahr 1534 übergab König Ferdinand die Burg als Mannslehen an Hans von Friedingen. Nachdem dieser ohne männliche Leibesfolge verstorben war, kam sie nach und nach in mancherlei Hände; jetzt befindet sie sich im Besitze der Freiherren von Reischach.

In der ganzen Umgegend ist Hohenträhen berühmt und berüchtigt wegen eines neckenden Burggespenstes, das hier sein Wesen treibt und „Poppelle von Hohenträhen“ genannt wird; wir geben von diesen Sagen, was wir erfahren konnten, und wie sie häufig im Hegau zur Unterhaltung an langen Winterabenden erzählt werden.

Johann Christoph Popelius Mayer war Schirmvogt einer verwitweten Freiin von Hohenträhen. Von Gestalt zwar klein und schwächlich, war er dabei doch wild und unbändig und ein großer Freund von einem guten Trunke. Einst spät in der Nacht sprach ein vorbeireisender Abt mit seinem Gefolge auf Hohenträhen ein und bat um ein Abendbrod und ein Nachtlager. Freundlich hieß ihn Popelius willkommen; sie setzten sich zur Tafel und waren fröhlich und guter Dinge. Der Becher, und mit ihm Scherz und Wit, machte wacker die Runde, bis endlich der zu reichlich genossene Wein Zank und Hader veranlaßte. Auf einen groben Späß des Schirmvogtes erwiderte der Abt, er solle sich doch nur nicht

mit seiner Stärke brüsten; er gleiche ja leibhaftig dem dünnen Knochenmanne selbst und könne wohl durch ein Nadelöhr gezogen werden. Ueber diesen Schimpf aufgebracht, sprang Popelius von der Tafel auf und befahl das wohlbeleibte Pfäfflein in das unterste Verließ der Burg zu werfen und es bei Wasser und Brod so lange darin gefangen zu halten, bis auch es so mager geworden sei, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könne.

So geschah es auch und der Abt wurde nicht eher seiner Haft entlassen, als bis er an Umfang bedeutend abgenommen und so mager und dünn wie Popelius geworden war.

Der Abt aber machte sich voll Ingrimm davon und sann zu Hause unablässig auf Rache und Wiedervergeltung. Endlich fand er in der Klosterbibliothek ein Zauberbuch und versuchte mittelst den darin enthaltenen Beschwörungsformeln den Ritter Popelius, der bald darauf das Genick brach, und seither die Gegend durch seine Spuckereien beunruhigt, deren wir einige hier ihrer Albernheit wegen angeben wollen.

So lange das Freschen in der Nachbarschaft im Winter andauerte, mußte jeden Abend ein Knecht nach der Abendglocke in die Scheune gehen und laut ausrufen: „Mit z'ligel und nit z'viel!“ sonst warf Poppelle zum Zeitvertreib den ganzen Garbenstock durcheinander, um den Tröschern neue Arbeit zu machen.

Eben so wurde zur Sommerzeit vor dem Ausfahren gerufen: „Mer wend selber anspannen!“ sonst war Poppelle gleich bei der Hand, die Ochsen und Pferde verkehrt einzuspannen.

Wenn Poppelle lustig war, so amüßte er sich hie und da damit, die Räder der in der Gegend vorbeifahrenden Kutschen oder Wägen so lange zu sperren, bis er durch Fluchen verjagt wurde. Dieses soll selbst der Abtiffin Wechtild von Amtenhäusen begegnet sein, als sie im Herbst das ihrem Kloster zugehörige Rebgut bei Dehnungen besuchen wollte.

Diese fromme Matrone wurde von Herrn Popelius, der ohnehin kein Frauenzimmermann war, sehr lange am Fuße des Krähenbergs aufgehalten, weil sie dem Fuhrmann das Fluchen durchaus nicht erlauben wollte. Am Ende mußte sie aber — um wieder wegzukommen, dieses doch geschehen lassen.

Mit Glas- oder Eierträgern soll Poppelle ein ganz eigenes Spiel getrieben, und sich zu diesem Behufe öfters in einen Stock oder Baumstamm am Wege verwandelt haben. Wollte nun ein solcher Trager ausruhen, und lehnte er seine Krüge an einen solchen Stock, so verschwand dieser alsobald, die Krüge fiel